

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	4 (1914)
<b>Heft:</b>	48
<b>Artikel:</b>	Gespensterspuk
<b>Autor:</b>	Correvon, Hedwig
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-643954">https://doi.org/10.5169/seals-643954</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

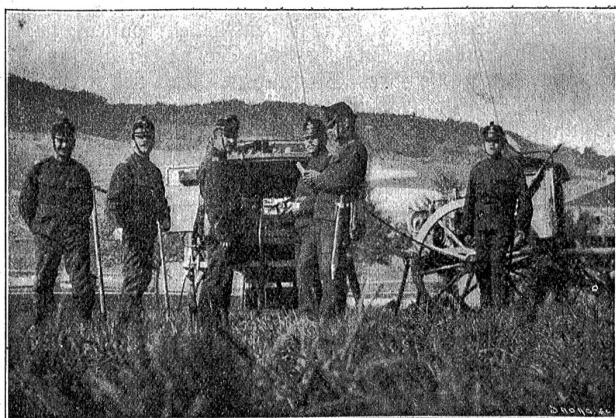
### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

dem einen sendet man am gegebenen Orte an zwei möglichst weit von einander entfernten Punkten einen starken elektrischen Strom in die Erde; der Strom breitet sich in der Erde



Drahtlose Feldtelegraphie: Eine Absenderstation.

aus und geht, wenn er stark genug ist und die Erdleitungs-punkte weit genug von einander entfernt sind, bis zu dem empfangenden Ort. Um letzteren kann man Aenderungen des am fernen Orte zur Erde gesandten Stroms, z. B. Stromunterbruch, Stromschließung, Stromwechsel mit Hilfe des Telephons hören, das ebenfalls mit dem Erdreich verbunden ist.

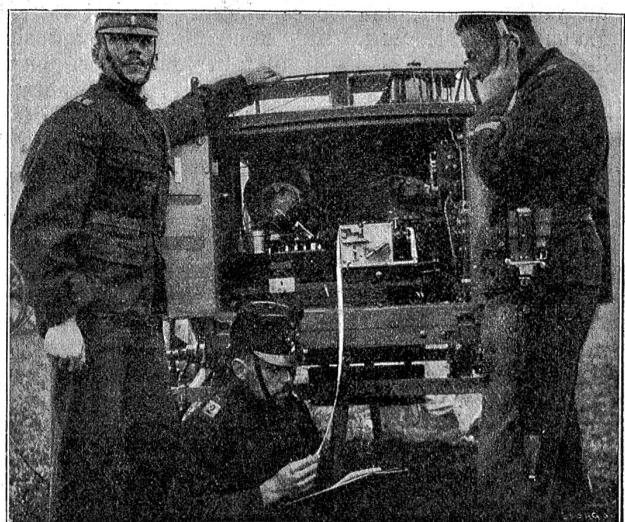
Ein anderes Verfahren und gleichzeitig das heute gebräuchlichste ist die Funkentelegraphie, die darauf beruht, daß durch Funken erzeugte elektrische Wellen sich durch die Luft mit Lichtgeschwindigkeit fortpflanzen und an der Empfangsstelle von Drahtleitungen aufgenommen werden. Eingeschaltete Empfangsapparate sprechen auf die Schwingungen an und geben die gesandten Energien oder Impulse von kürzerer oder längerer Dauer als sog. Morsezeichen entweder akustisch oder graphisch wieder. In unserem Lande kommt nur das letztere Verfahren zur Anwendung. Durch starke Kupferdrähte wird der Funke von Sendeapparaten aus und an möglichst hohen Masten entlang in die Luft geleitet. Je höher die Masten (Andennen) sind, desto höher steigt der Wert der Station. Man weiß zur Genüge, welche Vorsorge gegenüber andern Ländern deshalb Frankreich durch die Station auf dem hohen Eifelturm für seine drahtlose Militärtelegraphie besitzt. Seine Höhe namentlich verhindert das Abfangen der Telegramme.

Bei uns scheinen der drahtlosen Telegraphie, wie schon erwähnt, die Berge fast unüberbrückbare Hindernisse in den Weg zu stellen. Man hat deshalb versucht, sie dadurch einigermaßen zu überwinden, daß man die Absenderdrähte an Ballonets befestigte und sie in möglichst große Höhen steigen ließ. Bei schönem ruhigen Wetter machte man damit gute Ergebnisse. Regen, Schnee, Nebel oder Wind drücken aber die Ballonets zur Erde, oder sie rissen aus und wurden vom Wind fortgetragen. Permanenten Absender- und Empfängerstationen auf den Bergen liefern wiederum Gefahr, durch die Ungunst der Witterungsverhältnisse, durch Eis,

Schnee, ja sogar durch Reif, zerstört zu werden, wie dies in den letzten Jahren wiederholt auf dem Gotthard, beim Fort Stödli, der Fall war.

Die diesen Zeilen eingefügten Reproduktionen zeigen die interessanten Photographien unserer fahrbaren Apparate für drahtlose Feldtelegraphie in Tätigkeit. Sie sind eingerichtet, um Telegramme sowohl graphisch, d. h. auf den üblichen Telegrammstreifen, als telephonisch aufzunehmen. In den Bildern 1 und 2 sehen wir die Apparatewagen mit den eingebauten Absendermotoren, aus denen die elektrischen Funken in die Andenne geleitet in die Luft übertragen werden, die sog. Absenderstationen, von denen die elektrischen Wellen sich mit der Schnelligkeit von 300.000 Kilometer in der Sekunde nach dem Empfängerapparat stürzen. Die dritte Abbildung zeigt uns einen solchen Empfängerwagen. Der eine Soldat der Bedienungsmannschaft liest oben ein mittels den sog. Morsezeichen eingetroffenes Radiotelegramm, während der andere den Inhalt der Depesche durch das Telefon kontrolliert, in welchem zwar keine Worte, aber die Morseleogrammzeichen akustisch vernehmbar sind.

Soviel über den derzeitigen Stand der schweizerischen Radiotelegraphie. Ob sie eine dauernde Einrichtung in unserem Heere werden wird, muß die Zukunft lehren. Gegenwärtig hat der Bundesrat aus militärischen Gründen die Benützung der in unserem Lande bestehenden Stationen für drahtlose Telegraphie und die Errichtung solcher Anlagen verboten. Das gleiche Verbot haben sämtliche kriegsführenden Staaten für den Betrieb privater Stationen in ihren Ländern erlassen. Immerhin dürfte die Funkentelegraphie für die Zwecke der Kriegsführung gerade im gegenwärtigen Völkerkrieg unschätzbare Dienste leisten. Ist es doch eine



Drahtlose Feldtelegraphie: Empfängerstation; ein Soldat liest die eingetroffene Streifendepesche, der andere kontrolliert den Inhalt mittels des Telefons.

der traurigsten Tatsachen, daß die scharfsinnigsten Erfindungen des menschlichen Geistes zur Vernichtung und Zerstörung anderer Errungenschaften dienen müssen. —

## Gespensterspuk in Bern.

(Nachdruck verboten.)

„Nun ist wieder die Zeit, da die Rutsche kommt“, pflegen die Leute am Stalden zu sagen, wenn eine der heiligen Zeiten naht. Wenn die Mitternacht vorüber ist,

dann hört man von der obern Stadt her eine schwere Rutsche sich nähern. Laut rollen die Räder über das holperige Pflaster. Ein buchiger Rutscher lenkt zwei weiße Pferde.

Ein noch bußlicherer Diener steht hinten auf. Sie fahren den Stalden hinunter. Unten angekommen, entsteigt eine elegante, totenblasse Frau dem Wagen. Langsam, ohne Begleitung schreitet sie der Matte zu. Die Kutsche aber bewegt sich ebenso langsam gegen den Altenberg. Nach einer Stunde fehrt die Dame zurück. Zu gleicher Zeit naht sich von der andern Seite her die Kutsche. Die Dame steigt ein, ohne ein Wort zu reden, ohne den Kopf zu wenden. Wortlos greift der Kutscher in die Bügel. Schwer steigt der Wagen den Stalden hinan. Immer leiser tönt das Räderrollen. Und plötzlich ist alles spurlos verschwunden. Wer ist die Dame? Was führt sie her seit Jahren, seit Jahrzehnten? Ein verlorenes Glück, ein Verbrechen gar? Niemand konnte es bis jetzt erfahren.

Auch sie hat noch immer keine Ruhe gefunden, die in der Junferngasse wandelt. Sie schreitet langsam einher, in griechischem Falten Gewande, und führt ein Kind an der Hand. Keine Fußstapfe, die hinter ihr her den Weg, den sie gegangen, bezeichnen würde. Kein Kleiderrauschen. Langsam geht das Kind neben ihr her. Da plötzlich steht sie still und blickt das Kind an. Und jetzt geschieht das Grauenhafte. Sie packt das Kind am Kopf, und dreht ihn langsam um. Ein verzweifelter Schrei, ein Fall — und was zeigt sich dem entsetzten Blick? Nicht die leiseste Spur des furchtbaren Verbrechens. Wie sie vordem gewesen, liegt die Straße da. Vielleicht huscht eine Fledermaus durch die Lauben. Vielleicht kräht am Zeitglockenturm der Hahn. Sie soll die Tochter eines Edlen und verdammt sein, ihre Untat immer und immer wieder zu begehen, bis eine mitleidige Seele sie erlöst.

Es gibt ein Haus in der innern Stadt, an dem gehen die Leute mit scheuem Blick vorüber. Einst war es der Wohnsitz eines Junkers. Jetzt ist es zum Miethaus heruntergesunken. Doch das Bewohnen seiner Räume wird Jedem zur Pein. Was geht drin vor? Man spricht nicht gern davon. Des Nachts kommt es hervor und streicht durch die kalten Räume, und wo es hingehet, da zieht ein eisiger Hauch durch die Luft. Und wenn Jemand angstvoll im Bett aussiekt, dann streicht's mit kalter Hand über ihn weg. Und durch das ganze Haus tönt ein leises Klagen und Tammern. Man hat sich ihm entgegengestellt. Aber als etwas Ungreifbares, Wesenloses strich es über Jeden weg, und seine Klagen erschollen nur noch lauter. Ein Knecht hatte ihm einst ein Scheit Holz entgegengeworfen: da war ihm der Arm erstarrt. Und als man einst Pferde in den Stall, der sich unten im Haus befindet, stellte, da rissen die sich los und waren nicht mehr zu beruhigen. War es die schwarze Frau, die man in das Haus gehen sah? Sie trägt das Kleid einer Edeldame aus dem vorletzen Jahrhundert. Gepuderte Locken fallen aus hochgestecktem Kamm auf die Schultern herab. Unter ihrem Kleidersaum aber sind keine Füße sichtbar. Sie kommt blassen Angesichtes, mit geschlossenen Augen. Geräuschlos öffnet sich das Tor, und geräuschlos tritt sie ein. Wer ist sie? Ihr Name, ihr Stamm sind unbekannt. Aber daß sie die eheliche Treue gebrochen, das weiß ein Jeder.

Auch sie ist noch nicht erlöst, die sich selbst zu Tische lädet. Um 4 Uhr wird der Kaffeetisch gedeckt. Entsetzt starrt die Hausfrau an die Wand über dem Sopha hin. „Da ist sie wieder“, flüstert sie, „wie kann man sie nur verjagen?“ Sie aber bleibt ruhig sitzen vor dem gedeckten Tisch. Ihr seidenes Kleid liegt in großen Falten auf dem Boden auf. Die Hände im Schoß, scheint sie zu warten. Auf was? Wir wissen es nicht. Und jeder, der an ihr vorübergeht, muß über ihre Schleppe steigen.

In stillen Nächten, wenn der helle Glanz des Mondes die übereinander geschobenen Dächer der alten Stadt versilbert, der Schatten der Nydecksbrücke sich wie ein dunkles Band über die glitzernden Aarefluten legt, dann hört man

einen verzweifelten Schrei: „So helf uns Gott.“ Dann ein Fall, dumpf, schwer; ein Aufsprühen des Wassers — und stiller wird's. Bereits hundert Jahre ruhen schon beide, Mutter und Tochter, in dem stillen, aareumflossenen Friedhof, und immer wieder treibt es sie in den selbstgesuchten Tod. Der Schande hatten sie entfliehen wollen, sie, die einst vielbewunderten Schönheiten. Sie hatten an der Aare gewohnt, im Hause ihres Stiefvaters. Und bevor noch das Haus zur Spielhölle wurde, bevor sie noch ihre Neige auf die unglüdlichen Opfer ausgeübt, da suchten und fanden beide den Tod in der Aare Flut. Den Stiefvater aber fand man nachher erschossen im Spielsaal auf.

Ob der, der einem Grab des Rosengartens entsteigt, nun wohl zur Ruhe kommt? Eine Frau saß mit ihrem Kind auf einer Bank an der Mauer, die sich längs des Rosengartens hinzieht. Da setzte er sich neben sie. „Rück auf die Seite“, sagte die Mutter zu ihrem Kind, denn ihr wurde bange ob der Gestalt, die neben ihr saß, ohne Gesicht, den Hut tief in den hohen Kragen gezogen. Sie rutschten beide weg, der Mann rückte immer dichter an sie heran. „Steh auf“, sagte die Frau zu ihrem Kind, denn nun saß er ihr beinahe auf der Schöß. Sie ließen beide der Stadt zu, geängstigt, erschrocken. Noch einmal blickte die Mutter zurück. Da sah sie, daß der Mann immer noch auf der selben Stelle saß. Und seine fleischlose, welche Hand bewegte sich, als würde sie einen Abschiedsgruß winken.

Einst war ein Lumpensammler, der ein Goldstück, das in den Lumpen steckte, für sich behalten hatte. Er kommt wieder in Gestalt eines Esels. An der Postgasse steht er still und schreit, daß das ganze Quartier von seiner Stimme wiederhallt. Ein Mann wollte ihn suchen, und ging in alle Höfe und Gassen. „Y—a“, tönte es stets wieder an einem andern Ort. Und als der Morgen über den Türmen der katholischen Kirche aufstieg, und die Sonne begann in alle Winkel zu leuchten, da hatte das Brüllen aufgehört, um in einer andern Nacht wieder zu ertönen, so schmerzlich, so jammervoll, daß es der, der es einmal gehört, nie wieder vergaß.

Am gleichen Orte war's, da entstand mitten auf der Straße ein Staubwirbel, bei hellem Tag und vollkommener Windestille. Achlos ging die Menge daran vorbei. Versteinert bleibt ein Mann, ein Sonntagskind, stehn, denn sein Auge hat mehr erschaut. Ein toller Reigen ist's, den die Hexen inmitten der Straße tanzen. Wie in der Walpurgsnacht reiten sie auf Besen. Ihr Haar ist in die Höhe geflammt, einer Haube gleich. Den zahnlosen Mund verzerrt ein rohes Lachen. Hui, geht es im Kreise herum, in tollem Wirbel, daß die staubgraue Fezen flattern. Und langsam erhebt der Knäuel sich in einer Spirale. Ein tolles Pfeifen in der Luft, und fort sind sie, im blauen Nether verschwunden. „Das sind die Frauen, die im Leben der Unzucht gelebt“, erklärt der, der sie gesehen. „Bis zum jüngsten Tag tanzen sie den Höllentanz, und kein Gebet vermag sie zu erlösen.“

Und wo sie gewohnt, kehrt die Ruhe nie mehr ein. Da ersten sie alle, an denen sie sich versündigt. Ein Kind im Hemdchen, das auf dem Treppenabsatz wartet und wie ein Lüftchen verweht, wenn ihr's zu greifen trachtet. Ein Mann, der auf der dunklen Treppe eines Hauses von Zeit zu Zeit schläft. „Steht auf“, herrscht einer ihn an und stößt ihm den Fuß in die Rippen. Er aber röhrt sich nicht. Da entzündet der andere ein Streichholz und leuchtet über ihn weg. Was ist das? Ihm fehlt ja der Kopf. Und ehe er sich auf etwas besonnen, hat sich der Körper aufgerafft. „Sch!“, macht es leise, wie wenn ein Bündholz verlöscht. Eine weiße Wolke die Treppe hinauf, und nichts mehr zeichnet die Stelle, auf der er gelegen.

Hedwig Correvon.